

Aus dem Rosinlithal

Autor(en): **Steffen, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein**

Band (Jahr): **1 (1938-1939)**

Heft 9

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-860883>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine der zeitbedingten Marktkrisen!

1740 wird der Wochenmarkt neu aufgerichtet, weil eingeschlafen gewesen. Werner Fuchs und Jakob Uebersax, Brotbecken zu Oensingen, beschwerten sich, dass Becken aus dem Bernbiet und Baselbiet an den Wochenmärkten erscheinen und Brot feilbieten. Sie dürften ja nur die Jahrmärkte besuchen. (Vogtschreiben).

Oensingen hatte von Solothurn Marktstände entlehnt. Der Mietzins betrug jährlich 5 Pfund solothurner Währung. Die Krämerstände darf die Gemeinde nicht verringern, wenn auch die Wochen- und Jahrmärkte im Abnehmen sind. Vielmehr muss sie die verfaulten Stände erneuern und die defekten reparieren. (Ratsmanuale 1776, S. 210.)

Vor hundert Jahren hatte die Marktkommission einen Prozess mit 3 Partikularen wegen dem Markt-

ständeland. Der Marktplatz wurde vorübergehend zum Fruchtmagazin (später altes Schulhaus) verlegt. Marktgebühren: Wer seine Waren auf dem Markt herumträgt, zahlt 5 Rappen, wer auf einem Tischlein mit Feuer, Wettsteinen, Sensen, Nägeln, Backwerk Handel treibt, zahlt 20 Rappen, der mit Tuch, Leinwand auf einem grossen Tisch zahlt 55 Rappen. Der Stand zahlt 60 Rappen Standgeld. Die Gemeinde brauche Geld vom Markt. Sie müsse 14.000 Fr. Kapital verzinsen, habe zwei Schullehrer und eine Hebamme zu besolden. (Gemeindeprotokoll).

Heute werden laut Marktverzeichnis pro Jahr 10 Waren- und Viehmärkte (Monatsmärkte) abgehalten. Die Gemeinde Oensingen wird dieses alte schöne, mühsam erworbene und zäh bewahrte Vorrecht, Marktflecken zu sein, zu schützen wissen.

Aus dem Rosinlithal

von Otto Steffen

D'Erdbeeribuebe.

Schon sind auf dem Samstagmarkt in Solothurn alle Erdbeerkörblein der Nachbardörfer verschwunden, denn es ist Hochsommer. Da trotten hemdärmelig, in bestaubten, schweren Nagelschuhen die «Erdbeeribuebe» zum Baseltor herein, in der einen Hand einen Stecken, die andere hält sorglich die baumelnden Krättlein. Die ganze Stadt weiss, dass es die Welschenrohrer sind. Wer wollte nicht von den herrlichen Dingen aus den Jurabergen kaufen? Leicht beschwingt, mit den sauer verdienten Batzen klimpernd, geht's abends heimzu über den Balmberg. An der Balmfluh haltt zum Abschied der Welschenrohrer Jodel ins Aaretal hinunter. Gewiss hört ihn im Galmis ein munterer Bub, der Sepli. — So ist der Name «Erdbeeribuebe» zum Ehrennamen geworden, weil so viel Ausdauer, Zähigkeit und Heimmattreue da-

mit verbunden sind. Mit besonderer Bravour hat darum vor ungefähr 30 Jahren Dr. Bernhard Wyss an einem Fastnachtsball im Konzertsaal den beliebten Welschenrohrer Erdbeeribueben gespielt und sich einen ersten Preis geholt.

Der Wandel.

Seither sind Jahrzehnte ins Land gegangen. Aus dem verlassenem, armseligen Dörflein entwickelte sich ein namhaftes Industriedorf von rund 1500 Einwohnern. Das Wunder dieser Vergrösserung kann nur die Industrie vollbracht haben. Die Erdbeeribubenromantik schwand dahin. Aus dem zähen, darbenden Völklein wurde durch den Einzug der Uhrenmacherei ein bewegliches, hoffnungsfrohes, politisch interessiertes Uhrmachervolk mit berufgeschärften Sinnen. Dieser Wandel vollzog sich etwas rasch und daher mit empfindlichen Rückschlägen. Weil

aber auf die Dauer die karge Landwirtschaft die zunehmende Bevölkerung nicht zu ernähren vermochte, zogen ganze Grüpplein kerngesunder Burschen jahrelang im welschen Jura

ihm in hohem Ansehen. Ueberall sei er zum «Znüni» und «Zmittag» eingeladen und sein Brotsäcklein überfull geworden. Dann sei die Heimreise über den Balmberg für den zwölf-



Photo H. König

Welschenrohr

als «Köhler» herum. Wieder andere erwarben sich ihren Unterhalt in der Glashütte zu Münster oder lichen der Stadtgemeinde Solothurn als Holzer im «Schyterwald» ihre Kräfte. Der kürzlich in hohem Alter verstorbene Hanssepp wusste seine Erlebnisse als Lehrjunge in der Glashütte und als Köhler im Berner Jura mit philosophischer Würze zu erzählen; selbst die bemühenden Bettelfahrten hoch in den Bucheggberg hinauf wusste er so getreu wiederzugeben, dass er eine gewisse Scham dabei nicht verbergen konnte. «Aber Not bricht Eisen», fügte er entschuldigend bei, «wir waren eben arm». Die Bucheggberger Bauern standen mit ihrer Freigebigkeit bei

jährigen Buben gar beschwerlich ausgefallen. Lieber hätte er schon Batzen heimgetragen; sie wären zum Brot- oder Mehlkaufen gut gewesen und auf der Heimreise nicht «spöhnig» geworden wie das Brot. — Es mag heute befremdend anmuten, dass jetzt noch viele Welschenrohrer Familien kinderreich sind. Aber von Jahrzehnten noch erregte ein Segen von zehn bis sechzehn Kindern keine Verwunderung. Das war gewiss der Hauptgrund zur Arbeitsbeschaffung und der dazu notwendigen Energie.

Aber zuerst wurde die Linderung der allgemeinen Notlage, die in den Hungerjahren 1816 und 1817 durch Missernten katastrophal über die ein-

same Gemeinde hereinbrach, von der Kantonsregierung an die Hand genommen. Am 24. März 1817 entschloss sie sich zur Verteilung der Allmend (Schaubrütli und Kuhberg) westlich des Dorfes, links und rechts der Strasse. Die Verteilung an die Bürger erfolgte nach einem Gutachten und Vermessungsplan des wohlledeln Rats Herrn Ludw. von Roll, dem damaligen Besitzer des Hochofens in Gaensbrunnen. Die 517 Bewohner des Ortes waren nun gehalten, ihr Möglichstes zur Selbstversorgung beizutragen; denn der Verdienst aus den Erzgruben-, Köhler- und Fuhrungsarbeiten ging zusehends zurück. Aber die Bewirtschaftung der Allmendstücke und der Obstbau blieben bis in die neueste Krisenzeit hinein vernachlässigt «und doch ist der Grund und Boden die sicherste Stütze des allgemeinen Fortkommens, die Zuflucht in industriellen Krisen und die wohlthuenste Ergänzung der Fabrikarbeit,» sagt der tatkräftige Welschenrohrer, Prof. Peter Gunzinger, in seinen interessanten, heimatlichen Aufzeichnungen.

Die Uhrenmacherei.

Strohmeier sagt 1836 über Welschenrohr:

«Vielen gibt der Bergbau, das Fälllen, Fahren und Zubereiten des Holzes für die Eisenwerke oder die Glashütte Arbeit und Auskommen». Fügen wir jedoch bei, dass der häufige Auf- und Niedergang dieser Betriebe für Jahrhunderte (15., 16., 17., 18. Jahrh.) eine höchst unsichere Verdienstquelle bedeutete. Unausgesetzt grübelte man an der Schaffung einer einheimischen Industrie herum; da die auswärtige Fabrik- und Tagelöhnerarbeit gar leicht ein leichtfertiges Leben von der Hand in den Mund zur Folge hatte. Was am Arbeitsplatz erspart wurde, zerfloss auf dem Hin- und Herwege; der Familie fehlte der Vater, und die Landarbeit wurde ungenügend besorgt.

Besonders die Vorfahren unseres langjährigen, solothurnischen Seminar Direktors scheinen in der Uhrenmacherei bahnbrechend gewirkt zu haben. Welschenrohr ist nicht aus Zufall zur Uhrenindustrie gekommen; denn die Anfänge gehen in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zurück. Ein Urs Gunzinger, mit unstättem Wandertrieb, aber mit angeborenem Grübertalent behaftet, treibt sich im welschen Jura herum, lernt da und dort Uhren zerlegen und zusammensetzen und kehrt mit seiner selbsterworbenen Kunstfertigkeit heim. Er macht sich an die selbständige Konstruierung von Wanduhren, deren Präzision einen guten Ruf erwirbt. Die Werke finden unter dem Namen «Welschenrohrer Zyt» weite Verbreitung. «Es wäre erfreulich» meint Prof. Peter Gunzinger, «wenn sich das Exemplar, (im frühern Besitz des Jakob Gunzinger, Uhrmacher in Solothurn) das heute noch musterhaft läuft, für die Bezirksschule Welschenrohr erwerben liesse!» Wir schliessen uns begeistert diesem Wunsche an. Wo mag es wohl hingekommen sein? Es trägt den Namen und Wohnort des Erfinders und die Jahrzahl 1745. Der Sohn des Erfinders, Jakob Gunzinger, setzt die Wanduhrfabrikation fort (besagter Jakob Gunzinger in Solothurn soll auch von diesem ein Exemplar besessen haben), versucht sich jedoch mit Erfolg in der Turmuhrfabrikation. Ihm gelingt die Erstellung der Welschenrohrer Turmuhr (die bis ins 20. Jahrhundert ihren «minutiösen» Dienst versah) und der Turmuhr des alten Kirchleins zu Herbetswil. Leider hat der Tod seinem Erfindertalent ein zu frühes Ende gesetzt. Die ganze Verwandtschaft verlegt sich um die Jahrhundertwende wieder ausschliesslich auf die Herstellung von Wand- und grossen Taschenuhren. Ein ledig gebliebener U. Jakob Gunzinger, im ganzen Dorf «der Götti» genannt, wird in seinem Fache ein wahrer Tausendsassa. (Er

schuf die vortreffliche Wanduhr des 18. Jahrhunderts, die das Muster der Turmuhr werden sollte). Seine Produkte finden den Weg über die Juraberge bis ins Elsass. Das Benediktiner Kloster Mariastein bedarf um diese Zeit einer neuen Turmuhr. Das Stammkloster Beinwil sieht sich nach dem tüchtigsten Uhrmacher um. Dabei gibt eine Wanduhr in Beinwil mit dem Namen Urs Jakob Gunzinger den Weg an. Der Götti wird nach Beinwil beordert und erhält den Auftrag zur Erstellung der Mariasteiner Klosteruhr. Für ein halbes Jahr siedelt der Götti nach Mariastein über und erstellt mit grösster Gewissenhaftigkeit und der Assistenz von Schmied, Schlosser und Mechaniker, sein Werk. Es lobte seinen Meister und begründete seinen Ruf als Turmuhrfabrikant. — Ohne viel Lärm in der Öffentlichkeit, wird nun Jahrzehnte lang in der Werkstatt des Götti tüchtig gearbeitet. Von Zeit zu Zeit spannt er sein Bernerwägeli ein und belädt es mit Werkzeugen und Uhrenbestandteilen. Mit der wertvollen Fracht montiert er irgendwo im Lande eine neue Turmuhr, also ein solides «Welschenrohrer Zyt». — Leider hörte infolge Wegzug und Tod die ehrenwerte, kunstfertige Familie zu früh zu existieren auf. Nahezu 150 Jahre währte also das Ringen um die Gründung einer ortsansässigen Industrie. Denn erst im Jahre 1891 wurde durch die Bildung der «Société d'horlogerie à Rosières» (Uhrenfabrik Welschenrohr) dieses Ziel erreicht, nachdem in «s' Tschärge Hus» bereits 1881 das erste Atelier eröffnet worden war. Wieder war es unser nimmermüder Prof. Peter Gunzinger, der zur Gründung der Aktiengesellschaft die Hand bot. Wenn auch dieses erste Unternehmen von kurzer Dauer war, gab es mit seinen bitteren Erfahrungen doch den Anstoss zu einem neuen Unternehmen, das mit dem Zuzug tüchtiger Vorarbeiter aus dem Neuenburgischen erst recht in den konkurrenzfähigen Schwung kam. Zu Be-

ginn des 20. Jahrhunderts setzte ein wahrer Wettlauf um die Gründung neuer Unternehmungen für Taschenuhren- und Schalenfabrikation ein. Die wagemutigsten Köpfe des frühern einheitlichen Unternehmens, worin mit Direktor, Verwaltungsrat, Buchhalter, Kassier und Chefs die technische und kaufmännische Leitung zentralisiert



Foto: K. Fussinger.
s'Tschärge Hus in Welschenrohr, wo die ersten Uhren gemacht wurden.

war, lösten sich los und machten sich selbständig. In etwas kühner Unternehmungslust schossen die «Fabrikanten» wie Pilze aus dem Boden. Zur Zeit der Eröffnung der Solothurn-Münsterbahn zählte man schon über 20 «Fabrikanten» mit zusammen bis 500 Arbeitern. Wir wollen auch hier der Wahrheit die Ehre geben: Es waren goldene Zeiten! Heute, 50 Jahre später, bekennt dies der hinterste Welschenrohrer Uhrenmacher. Kam dann, kurz vor dem Weltkrieg, die weltanschauliche und politische Spannung, hauptsächlich zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, von aussen herein auch in unser Tal und drohte der Vernunft und Besonnenheit den Garaus zu machen, blieb doch ihre Wirkung unbedeutend. Deshalb konnte ein grosser, solothurnischer Staatsmann jede seiner Welschenrohrerreden mit dem Lob beginnen oder beschliessen, dass im Rosinlital ein wahrhaft patriarchalisches Verhältnis zwischen dem Arbeitgeber

und dem Arbeitnehmer bestehe. Dieses seltene Vertrauensverhältnis auf dem Gebiete der Industrie verdiene besonderer Anerkennung.

Nicht der Weltkrieg hat dann einen Rauhreif auf die blühende Welschenröhrender Uhrenindustrie gelegt, aber seine Nachwirkungen. Der erste Schlag der Arbeitslosigkeit traf die Gemeinde in den Wintermonaten 1922/25. Sogleich ging man an die Entwässerung der versumpften Allmendgebiete, um mit Bundes- und Kantonsmitteln bei einem nützlichen Werk den Arbeitslosen Brot und Arbeit zu verschaffen. Wieder lernte man jegliche Arbeit als einen Segen schätzen, aber wie viel mehr noch seinen eigentlichen Beruf. Freudigen Herzens griff man zu Lupe und Werkgeschirr, als wieder zur Werkbank gerufen wurde. Verstummt waren alle ungehörigen politischen Händel.

Die noch über Wasser gebliebenen Unternehmen konnten einen ordentlichen Verdienst hereinbringen, und in seinem Gefolge stellte sich der alte Optimismus wieder ein, der schon in den mühsamen Anfängen um 1880 über alle Rückschläge triumphtierte. Sogleich regten sich in erfreulichem Masse auch die kulturellen Be-

strebungen, derer das weltabgeschlossene Völklein ganz besonders bedarf. Aber in den schönsten Anfängen geistigen Höherstrebens brach die Industrie jäh zusammen unter den erbarungslosen Schlägen der Weltwirtschaftskrise. Von den sechs Fabrikbetrieben wurden vom Jahre 1929 hinweg vier allmählich stillgelegt. Wie der Vernichtungsfeldzug einer ansteckenden Krankheit unter den Menschen, wütete die Arbeitslosigkeit im Wirtschaftsorganismus unseres Landes. Ohne die rettende Hand des Staates und der starken Eidgenossenschaft wäre es dem erschöpften Gemeinwesen nicht möglich geworden, dem Arbeitslosenelend wirksam zu begegnen, obwohl unter der Führung des Ammanns eine rührige Industriekommission alle möglichen Wege zur Schaffung neuer Arbeitsmöglichkeiten beschritt. Nach eifrigen Verhandlungen zerschlugen sich alle so heisserstrebten Lösungen, deren schon einige Dutzend in Diskussion standen. Aber mit neuen Hoffnungen erwartet die Gemeinde auf den Frühling 1939 die Eröffnung eines Filialbetriebes der Firma Schwab in Moutier.

Erinnerungen aus meinen Arbeitsjahren im Eisenwerk Klus

von Friedrich Eggenschwiler, erzählt von Adele Tatarinoff-Eggenschwiler*)

Der grosse Wendepunkt für die solothurnische Eisenindustrie trat ein mit der Gründung der Weltfirma von Roll & Cie. 1810 und mit dem Bau des Hochofens in der Klus 1811. Derselbe war 26 Fuss hoch und hatte einen Maximaldurchmesser von 6 Fuss. Giessereien waren in Nebengebäuden untergebracht. Dieselben kamen in vollen Betrieb, als in den 40 und 50er Jahren die Maschinenindustrie in der Ostschweiz festen Fuss fasste und die Herstellung gusseiserner Einzelteile für die Dampf-, Spinn- und Webmaschinen in

der Klus bestellt wurden. Auch liessen mehrere Kantonsregierungen daselbst Artilleriemunition, Granaten und massive Kugeln herstellen. Das Gusseisen, Masseln genannt, wurde in zwei Hammerwerken gefrischt, das heisst in Schmiedeeisen umgewandelt, nach welchem eine grosse Nachfrage herrschte. Nun folgt in dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts die grossartige Entwicklung des Eisenwerkes Klus, wie wir sie selber erlebt haben und wie sie durch günstige Zeitumstände und den Einsatz aller Kräfte der Leiter des Werkes und

*) Mit freundlicher Erlaubnis der Verfasserin drucken wir aus dem vortrefflichen heimatkundlichen Werke: „Meine Heimat und mein Beruf“ nachstehende Erinnerungen ab.